Gold, Silber, Bronze: 13 Siege für die Schweiz

Mit 13 Medaillen erlebte die Schweiz in Tokio die erfolgreichsten Olympischen Sommerspiele seit 1952. Es waren auch die Spiele der Schweizer Vielfalt. Medaillen gewannen Tessiner, Deutschschweizer, Romands und Schweizer mit Migrationshintergrund.

Simon Häring

Jolanda Neff krönte sich beim historischen Schweizer Dreifachsieg im Mountainbike zur Olympiasiegerin vor Sina Frei und Linda Indergand. BILDER KEY

TOKIO. Während einer Woche erlebte die Schweiz bei den Olympischen Spielen in Tokio einen Medaillenrausch, den Schützin Nina Christen mit Bronze in der ersten Entscheidung initiiert hatte. Zur Halbzeit war das Ziel von Swiss Olympic, wie 2016 in Rio de Janeiro 7 Medaillen zu gewinnen, übertroffen. Am Ende resultierten 13 Medaillen (dreimal Gold, viermal Silber, sechsmal Bronze), und damit bei Sommerspielen so viele wie seit 1952 in Helsinki nicht mehr.

Den unbestrittenen sportlichen Höhepunkt aus Schweizer Sicht stellt der Dreifachtriumph der Mountainbike-Frauen dar: Gold für Jolanda Neff, Silber für Sina Frei und Bronze für Linda Indergand. Erst zweimal in der langen olympischen Geschichte hatten gleich drei Schweizer alle drei Medaillen bei Olympischen Spielen gewonnen – 1924 in Paris am Pferdpauschen und 1936 in Berlin im Bodenturnen. Doch in Tokio gelang dies erstmals einem Frauen-Trio. Dieser Erfolg steht sinnbildlich für den Medaillenrausch in Tokio. Von den 116 ursprünglich Nominierten waren 57 Frauen, so viele wie nie zuvor. Sie gewannen zehn der 13 Medaillen, darunter alle drei Goldmedaillen von Christen, Jolanda Neff und der Tennisspielerin Belinda Bencic. Seit den ersten Olympischen Spielen der Neuzeit 1986 in Athen hatten nur vier Schweizerinnen bei Olympischen Sommerspielen eine Goldmedaille gewonnen, nun kamen gleich drei dazu. Bencic war mit Christen die prägende Schweizer Figur mit Gold im Einzel und Silber im Doppel an der Seite von Viktorija Golubic.

Militär als Erfolgsfaktor

Einen gemeinsamen Nenner für die Erfolge zu finden, fällt schwer, jede Olympia-Medaille hat ihre eigene Geschichte. Wahrscheinlich ist, dass die Schweizer Delegation davon profitiert hat, dass die Athleten während des Lockdowns im Frühling 2020 kürzer und weniger stark im Trainingsalltag eingeschränkt waren als Athleten anderer Nationen. Dafür, weshalb die Frauen besser abschnitten als die Männer, gibt es nicht nur eine Erklärung. Insgesamt darf die Ausbeute aber als Ergebnis der Bemühungen gewertet werden, bei der Sportförderung Geschlechtergerechtigkeit zu erreichen. Fast die Hälfte aller Teilnehmenden leistet Militärdienst, aber erst seit 2006 ist dies auch für Frauen möglich. Die Athletinnen trainieren und nehmen dann an Wettkämpfen teil und werden besoldet, seit 2014 an bis zu 130 Tagen im Jahr. Ab 2023 wird die Kapazität der Spitzensport-Rekrutenschule noch einmal verdoppelt: von 70 auf 140. Viele Talente leben und trainieren in diesen 18 Wochen erstmals wie Profis. Das zahlt sich aus. Sieben der 14 Schweizer Medaillengewinner in Tokio leisten oder leisteten Militärdienst.

Besonders bemerkenswert sind die Leistungen in zwei Kernsportarten. Nie zuvor war eine Schweizer Sprinterin bei Olympischen Spielen in einen Final vorgestossen, nun schafften das mit Ajla Del Ponte und Mujinga Kambundji über 100 Meter gleich zwei, die Bernerin stand auch über 200 Meter im Final. Die Ränge 5 und 6 sowie der 4. Platz der 4x100-Meter-Staffel gehören zu den Schweizer Sternstunden in Tokio. Wie die Bronzemedaillen von Jérémy Desplanches und Noè Ponti. Bisher hatte die Schweiz im Schwimmen eine einzige Olympia-Medaille gewonnen.

Vielfalt unter den Siegern

Medaillen gewannen Tessiner und Romands, Deutschschweizer und im Ausland lebende Schweizerinnen und solche mit Migrationshintergrund. Für die Schweiz waren es die Olympischen Spiele der Vielfalt. Geschlecht, Sprache, Hautfarbe, Herkunft und Alter mögen uns unterscheiden, aber sie trennen uns nicht. Selten zuvor war die viel zitierte verbindende Kraft des Sports zutreffender als in diesem Schweizer Sportsommer für die Ewigkeit, zu dem auch die Fussballnationalmannschaft beitrug.

Selbstverständlich gab es nicht nur Sieger, sondern auch Verlierer. Allen voran die Leichtathleten Alex Wilson und Kariem Hussein, die wegen einer positiven Dopingprobe gar nicht erst nach Tokio reisen durften. Ihnen und der Schweizer Delegation spielte in die Karten, dass ihre Fälle nur kurz für Schlagzeilen sorgten – ehe sie im Rausch der Erfolge untergingen. Enttäuscht haben auch die Reiter und die Fechter.

Tokio markiert auch eine Zeitenwende in der Schweizer Sportgeschichte, stellen diese Spiele doch das Ende für die prägendsten Figuren des letzten Jahrzehnts dar: Nicola Spirig holte noch einmal zwei Diplome, Giulia Steingruber enttäuschte. Roger Federer und Stan Wawrinka waren gar nicht erst angereist. Es ist kaum vorstellbar, dass sie 2024 in Paris teilnehmen.

Überschattet wurden die Erfolge von einem Unfall, bei dem sich Jet Set, das Pferd des Reiters Robin Godel, einen Bänderriss zugezogen hatte und eingeschläfert werden musste.

International gesehen waren zwei Schwimmer die Überflieger: der Amerikaner Caeleb Dressel gewann fünfmal Gold, die Australierin Emma McKeon holte viermal Gold und dreimal Bronze. Als grosse Figuren auserkoren gewesen waren die japanische Tennisspielerin Naomi Osaka, die in der dritten Runde scheiterte, und die US-Turnerin Simone Biles, die «nur» Silber und Bronze gewann, weil sie wegen psychischer Probleme auf mehrere Wettkämpfe verzichtete, damit aber zur Enttabuisierung psychischer Erkrankungen beitrug.

Selten Bühne von Symbolpolitik

Olympische Spiele sind, ob man das wahrhaben will oder nicht, immer auch die Bühne der Weltpolitik. Das zeigte der Fall der Sprinterin Kristina Timanowskaja, die der belarussische Autokrat Viktor Lukaschenko mutmasslich in die Heimat entführen wollte, ehe die japanischen Sicherheitsbehörden und das Internationale Olympische Komitee sie erst in die polnische Botschaft brachten und sie danach nach Wien ausreiste, wo sie ein humanitäres Asyl beantragen will. Für Diskussionen sorgte auch die US-Kugelstosserin Raven Saunders, die bei der Siegerehrung mit gekreuzten Armen zu Solidarität für Menschen für unterdrückte Menschen aufrief. Saunders ist in der Heimat als Aktivistin für die Anliegen der People of Color und gegen die Diskriminierung der sexuellen Orientierung bekannt.

Doch es lässt sich festhalten, dass diese Olympischen Spiele erstaunlich unpolitisch waren. Zu erklären ist das vor allem damit, dass diese wegen der Pandemielage umstritten waren und in Japan auf breiten Widerstand trafen. Zu Protesten kam es zwar, aber diese hielten sich in überschaubarem Rahmen. Noch nicht abschliessend zu beurteilen ist, ob die Spiele wie befürchtet zu einem Superspreader-Event wurden. Die aktuellsten Zahlen deuten eher nicht darauf hin. Und so bleiben diese Olympischen Spiele als Spiele helvetischen Medaillenrauschs in Erinnerung.

Gewehrschützin Nina Christen gewann Bronze und später auch noch Gold.

Mit Gold im Einzel und Silber im Doppel: Belinda Bencic (l.) und Viktorija Golubic.

Joana Heidrich und Anouk Vergé-Dépré gewannen Bronze im Beachvolleyball.

Jérémy Desplanches gewann mit Bronze die erste Schwimm-Medaille seit 1984.

Mountainbiker Mathias Flückiger wollte Gold und gewann am Ende Silber.

Radfahrerin Marlen Reusser gewann Silber im Zeitfahren.

24 Stunden nach Desplanches gewann der Tessiner Noè Ponti ebenfalls Bronze.

Fukushima, Pandemie und Spiele

«Tokyo 2020» labelten die Organisatoren als «fukkou gorin», Spiele des Wiederaufbaus nach der Katastrophe von Fukushima. Um die Erholung der zerstörten Gebiete zu symbolisieren, sollten in Fukushima olympische Wettbewerbe im Softball und Baseball stattfinden. Wobei sich in diesem Plan schon früh offenbarte, wie deutlich die Organisatoren Symbolik über die Realität stellten. Fukushima-Stadt, wo die Wettbewerbe nun stattgefunden haben, liegt 60 Kilometer vom havarierten Atomkraftwerk entfernt, musste nicht wiederaufgebaut werden. Dagegen bleiben in der Küstenregion offiziell rund 40 000 Menschen evakuiert.

Doch das ist nur das eine, schwerer wiegt: Seit Beginn der Pandemie war eine grosse Mehrheit der japanischen Gesellschaft gegen die Austragung von «Tokyo 2020». Die Spiele schienen zu teuer und vor allem zu gefährlich. Zwar liegt Yuriko Koike, Gouverneurin von Tokio, mit ihrer Einschätzung, die Spiele hätten den Menschen Freude gebracht, vermutlich nicht falsch. Die Einschaltquoten waren hoch, das sehr erfolgreiche Abschneiden der japanischen Athleten hat die Stimmung verbessert.

Doch die Sorge, dass sich durch den Sportevent die Pandemie verschlimmert, ist durch Umfragen ebenso gut dokumentiert. Gastgeberin Koike und das Tokioter Organisationskomitee betonen daher, dass die Olympiablase, mit der die Olympiateilnehmer von der Bevölkerung isoliert waren, gehalten habe. Die Hunderten Ansteckungen innerhalb hätten mit dem explosionsartigen Infektionsanstieg ausserhalb nichts zu tun.

Kritiker geben zu bedenken, schon die blosse Durchführung der Spiele habe ein fatales Signal an die Bevölkerung gesendet: Dass die Situation doch nicht ganz so schlimm sei. Wie die Zusammenhänge im Infektionsgeschehen genau sind, wird noch weiter untersucht werden. Gouverneurin Koike widerspricht aber den Kritikern: «Wir haben die Spiele vor leeren Rängen durchführen müssen. Das sendet doch eine sehr deutliche Botschaft.» *(Felix Lil)* ■